

# Biehener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biehener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Wieder einmal hatte der Streit die Gemüter entbrannt im Lande. Ein letztes Mal noch, aber mit verzweifelter Kraft. Galt es diesmal doch auch einen Kampf, wie ihn der Rauhe Grund selbst in den schlimmsten Kriegsnotden seiner Vergangenheit nicht erlebt hatte. Das ganze Dorf Rädig und zahlreiche Einzelsiedlungen sollten einfach vom Erdboden vertilgt werden, um der Talsperre willen.

Ein einziger Schrei der Entrüstung brandete auf, vieltausendstimmig, als die unerhörte Kunde zum erstenmal durchs Land flog. Und wie in alten Zeiten war's, wo der Feind über die Berge einbrach und die Sturmgloden heulten. Zum Ratsplatz kamen die Männer gelaufen in hellen Haufen, sich zur Abwehr einmütig zusammenzuscharen. Und wie damals, auch diesmal wieder an ihrer Spitze der vom Adligen Hause und der Mann im Priestertod — sie beide die Führer ihrer Stammesgenossen von altersher. Ging's auch diesmal nicht mehr mit Spieß und Schwert, nicht minder hell lohte die Kampfwut in all den Protestversammlungen, Eingaben und Audienzen bei der Regierung. Die vom Rauhen Grund kämpften um ihr Heiligstes — die Scholle ihrer Väter. Aber wie sie auch rangen, sie vermochten sich den gebieterischen Anforderungen einer neuen Zeit auf die Dauer nicht entgegenzusetzen. Die brauste über sie hinweg, wie es in wenigen Jahren die Fluten tun würden über ihrer Väter Häuser. Zorn und Gram in sich hineinfressend, konnten es sich eines Tages die vom Rauhen Grund nicht länger verhehlen: Es war vorbei — der Kampf verloren.

Da lagerte sich nach dem Toben des Streits lastendes Schweigen über das Land. Zähneknirschendes oder stumpfes Ergeben in das Unabweisliche. Nur düsterglühende Blicke folgten den fremden Männern, die nun durch die Feldflur zogen mit Meßstangen und Karten. Mit einem Judaslohn sollte ihnen die verratene Scholle abgekauft werden. Ungezählte, heißgrimmige Verwünschungen flogen in diesen Tagen hinauf nach Christiansglück zu dem einen, der schuld war an allem. Hatte es nicht angefangen mit demselben Tage, wo der Bertsch-Berhard hier wieder ins Land gekommen war?

Nur einige wenige hatten sich abseits gehalten von dem verzweifeltsten Widerstand und dafür im Stillen ihr Wesen getrieben. Zu denen gehörte der Mannes Reusch. So viel er sich bei Lebzeiten seines Vaters über diesen erhoben hatte, so sehr zeigte es sich, wie er doch sein Sohn war; wenigstens, was das Kühne und unruhevolle Wagnis anging.

Wenige Wochen schon, nachdem der Reusch-Mannes in die Erde gebettet war, kam der „Hirsch“ in fremde Hände. Um ein schwer Stück Geld. Nur bis zu Neujahr noch waren

den Reuschs die Privaträume vorbehalten, dann mußten auch sie aus dem alten Hause ziehen, das an hundertfünfzig Jahre im Besitz der Familie gewesen war.

Mit seinem Erbe, das so in die Hunderttausende ging, fing der Mannes Reusch ein verwegenes Spekulieren an. Er kaufte ein Grundstück nach dem andern, droben im Oberdorf, wie unterhalb der Sperrmauer. Hatte man erst die Talsperre, die ungeheure Kraftquelle, so würde auch die Industrie nicht lange mehr ausbleiben. Da konnte, wer sich beizeiten mit Bauerrains einedeckte, Millionen verdienen. Freilich, es war ein Zukunftsgeschäft, aber bombensicher.

Und so kaufte und kaufte der Reusch-Mannes. Sein eigen Erbe legte er so fest und das seiner Schwester, der er goldene Berge versprach, schon in fünf, sechs Jahren. Aber selbst daran hatte er noch nicht genug. Noch andere, Fremde, mußte er anzuflocken mit seinem Spekulationsfieber. Er mußte es ihnen ja so schön klar zu machen, wie man im Handumdrehen ein schwerreicher Mann werden konnte. Tausende von fremden Arbeitern und Werkbeamten würden hier ins Land kommen, war es erst einmal so weit. Mit ihren Familien Zehntausende! Die Orte würden zu Städten werden über Nacht. Genau so wie drüben in Amerika. Da mußte man vorsorgen, gründen, bauen — ein Warenhaus, Läden, ein Hotel, Wohnhäuser, aber auch Stätten des Vergnügens — ein Kinotheater. Modern würde hier oben alles werden — nur zugedacht, schnell und entschlossen! Ehe die Unternehmer von auswärts kamen mit seiner Spürnase. Im Lande mußte das Geld bleiben.

Das schlug ein, und das Kapital, das der Reusch-Mannes den Leuten unlängst gezahlt für ihren alten Besitz, den sie ihm verkauft, wanderte wieder zu ihm zurück. Eine große Baugenossenschaft wurde damit begründet, und der Mannes ihr Direktor. Schnell sprach sich's im ganzen Rauhen Grund herum, und es ging wie mit den Motten am Licht. Sobald nur die erste hineingetaumelt war, kam bald eine nach der andern. Selbst ruhige, besonnene Leute wurden angesteckt von dem Goldfieber. Wer wollte auch nicht mühelos reich werden? So trug selbst manch schlichter Bergmann seine sauer in der Grube verdienten Groschen dem Mannes hin, als Anteil an der neuen Baugenossenschaft, deren prunkendes Firmenschild bald an einem der neuen Häuser droben im Rädig prangte.

Nur einer war im ganzen Rauhen Grund, der warnte. Laut und vernehmlich, selbst von der Kanzel herab. Vor dem Gründungsschwund, mit dem es ein Ende voller Schreden nehmen würde. Aber wenn ein Jagdhäfter dem Reusch-Mannes damit kam, dann lehnte sich der in seinem eleganten Privatkontor nur überlegen in den Klubfessel zurück, hob nachlässig die wohlgepflegte Hand mit dem funkelnden schweren Brillantring und lächelte mitleidig den Besorgten an: „Der gute Burgmann wird allmählich doch zu alt. Weil er selber nicht mehr mit kann, zetert er über jeden andern. Aber wenn Sie Bedenken haben, mein Lieber — in Gottes Namen! Bleiben Sie davon. Wir brauchen Ihr Geld ja nicht.“

Es drängen sich genug andere an uns heran, die Klug sind und einen guten Profit mitzunehmen verstehen.“

Da schämten sie sich ihres Mißtrauens und ihrer mangelnden Einsicht und gaben eifends her, was sie hatten.

So ging es glänzend mit den Geschäften des Mannes. Ein jeder sah es, schon in seinem ganzen Auftreten. Er schaffte sich ein Auto an, gegen das der Wagen seines Freundes Steinjessen ein alter Kasten war, und wenn der Herr Direktor mit seinem eleganten Chauffeur geschäftig durchs Land jagte, staunte ihm jeder nach: Ja, der Reusch-Mannes! Der verstand's noch besser als der Alte.

Es ratterte und gellte jetzt überhaupt tagtäglich im Rauhen Grund von den geschwinden eisernen Kennern, den tausenden Kurieren der neuen Zeit. All die Bauunternehmer, Ingenieure, Industrielle, Bankleute und behördlichen Kommissionen, die der Talperrrenbau herauslockte. Die schweigende Stille, einst unumschränkt die Herrin des grünen Waldtals, hatte sich hinausschlüchten müssen in die entlegensten Bergwinkel. Und selbst hier schredte sie der Lärm von den Steinbrüchen oft genug auf.

Im finstern Groll sah drunten der Herr im Abligen Hause. Ihm war das grüne Revier verleidet, seitdem das Rumoren darin angefangen. Selten nur noch sah man ihn dort. Das Wild war schon geworden und flüchtig. Zu viel fremdes Geinidel machte jetzt den Wald unsicher. Aber noch viel mehr hatte ihn der andere Stoß erschüttert: Weichen sollte er dem Amerikaner — nun selbst vom Hof seiner Väter!

Am dem Tage, wo von der Regierung der Bescheid gekommen war, daß das Talperrrenprojekt endgültig genehmigt, hatte sich Demner von Grund eingeschlossen in seinem Zimmer. Voller Sorge hatte Er oftmals nach der verriegelten Tür geblickt. Am Abend war er zwar endlich wieder herausgelommen und in der Halle erschienen. Aber mühsam nur hatte er sich die Stufen zum Altan hinaufgeschleppt. Schwer sank er in seinen Sessel. Ein gebrochener, alter Mann war er, der dann zu den beiden Verlobten sprach:

„Es hat nun sein Ende hier, Kinder. Wir werden uns nach einem andern Dach umsehen müssen. Oben beim Dorf, an unserm Wald. Geht hinauf, morgen, seht's euch an, und dann laßt den Baumeister kommen. Nacht's, wie ihr's haben wollt. Mir ist's gleich, denn ich fühl's: ich brauche dies neue Haus nicht mehr.“

„Onkel —!“

Er wollte seine Hand ergreifen, aber er schüttelte müde das Haupt:

„Es ist schon so — und nun laßt mich allein.“

Stumm waren sie da gegangen nach seinem Wunsch. Aber in dieser Stunde war es seltsam über Er gekommen. So manchmal hatte sie das dumpfe Gemäuer dieses Hauses geängstigt und gequält wie ein Kerker. Nun aber streifte sie mit der Hand über das altersbraune Gefäß der Wand, als gälte es Abschied zu nehmen von einem Stück ihres Lebens.

An diesem selben Tage traf die Kunde von der Baugenehmigung auch bei Gerhard Bertsch ein. Droben in dem neuerbauten Direktorenhaus neben den Werkanlagen. Es war vor kurzem fertiggestellt worden, und seit einigen Tagen wohnte er drinnen.

Langsam erbrach er das Schreiben mit dem Amtssiegel und las. Dann legte er es wieder auf den Schreibtisch. Ohne die leiseste Bewegung. Es war eben gekommen, wie es mußte. Und dann begann er auf und ab zu schreiten. Erst im Zimmer, dann weiter durch das ganze weite Haus. Reich war alles darin eingerichtet, aber ohne Liebe. Er hatte irgendeiner großen Firma Auftrag gegeben. Die hatte ihm zum bestimmten Tage und vereinbarten Preise alles ordnungsmäßig geliefert. Ein weiteres Interesse hatte er ja auch nicht an der Sache.

Was er von dem ganzen Hause wirklich brauchte, waren ein Schlaf- und Ohraum. Sonst nichts. Denn war er nicht im Bureau bei seiner Arbeit, so sah ihn draußen der Wald. Am dämmernden Morgen wie am sinkenden Abend. Er hatte die erledigte Jagd vom alten Reusch gepachtet, nach dessen Tode. Jemand etwas mußte doch schließlich ein Mensch haben, der einsam war wie er.

Freilich, er hatte es sich einmal anders gedacht, hier mit dem Hause. Auch jetzt mußte er es denken, wie er so laut hallenden Schritts durch die stillen Zimmer schritt. Es war wohl doch noch nicht alles so erstorben in ihm, wie er bisweilen wähnte. Aber es sollte! Hart trat sein Fuß auf, und kurz entschlossen ging er zur Diele, wo Jagdjoppe und Büchse immer bereit hingen. Da oben an der Grenzlinie

stand ein alter Bock, auf den er schon oft vergeblich gepafst hatte. Vielleicht glückte es heute.

\*

Weihnachten stand vor der Tür. Aber im Hirschen dachte diesmal keiner daran. Unruhvolles Hasten, Müden und Hämmern scholl durchs Haus. Die Reuschs schidten sich zum Auszug an.

Hermann Reusch wollte eine Stadtwohnung nehmen, in Köln, zusammen mit der Schwester. Wie sie sich es immer vorgenommen hatten. Die Geschäfte hier erforderten ja auch nicht seine ständige Anwesenheit am Ort.

Marga Reusch sah diesem Wechsel der Dinge mit der stumpfen Gleichgültigkeit entgegen, mit der sie jetzt alles hin-nahm. Wie hatte sie sich einst gefreut auf die Stunde, wo sie ködlig den Müden lehren würde, und nun? Ihr tödlich ver-leskter Stolz hatte sich noch immer nicht erholt von seiner Wunde. Gewiß, es war gut, daß sie fortkam von hier, dahin, wo sie nichts mehr erinnerte an die Vergangenheit. Aber es lockte sie nichts mehr da draußen. Die Schwungkraft war ihr gebrochen.

Auch die Großmutter hatte sie mit nach Köln nehmen wollen. Doch die hatte ihr graues Haupt geschüttelt.

„Mich laßt hier. Ich taug' nicht mehr in die große Stadt. Die paar Jahre, die ich noch zu leben hab', werd' ich auch hier noch aushalten können.“

„Aber Großmutter, du kannst doch nicht so allein und hilflos hierbleiben.“

„Es ist schon alles besprochen, ich gehe zu meinem Bruder.“ Sie sprach vom alten Manskopf, dem Bergver-walter von Christiansgläd. „Der wollt' sich längst pension-nieren lassen. Er findet sich nicht zurecht in dem modernen Betrieb. Da ist ja auch der Hannschmidt, der Obersteiger, der wird seine Sach' schon machen. Also, habt keine Sorge um mich, ich bin untergebracht.“

So sprach die Reusch-Mutter, still entschlossen. Doch dann hob sie noch einmal den Kopf, wie lauschend, zum Fenster hin. Ein helles Zwitschern klang von dort her.

„Nur eines ist mir leid. Meine Böglein da draußen. Wer wird nun für sie sorgen in Schnee und Wintersnot?“

(Fortsetzung folgt.)

## Das eiserne Fünferl.

Humoristische Plauderei von Rudolf Hirschberg-Jura!

Für den waderen Josef Dupfänger ist das neue eiserne Fünferl ein Unglück. Freilich hat er selbst das „eiserne“ Fünferl schon längst eingeführt, und zwar mit gewinnbringendem Erfolg. Aber eben deshalb — —!

Ich beobachte seinen Geschäftsbetrieb schon seit Jahren, da er Straßenbahnkassener auf der Linie ist, die ich täglich mehrmals benutze. Bisher ist es ihm immer sehr gut gegangen, und ich glaube nicht, daß irgendeiner seiner Kollegen auf dieser oder einer anderen Linie dem von ihm erreichten Rekord in der Erzielung von Trink-geld-Fünferln auch nur einigermaßen nahegekommen ist.

Josef Dupfänger war nämlich im glücklichen Besitz eines ab-gegriffenen, verbeulten, zu arcueller Mißgestalt entarteten Fün-ferls. Diese Glücksmünze bildete den eisernen Bestand seines Wechselgeldes, und so oft er einem Fahrgast bei der Bezahlung des Fahrcheines herauszugeben hatte, legte er das häßliche Fünferl stets obenauf, und das garstige Geldstück erregte dann in dem Empfänger immer einen solchen Abscheu, daß ihm die Lust verging, wirklich Empfänger zu werden. Mit einer königlichen Gebärde der Großmut schob er dann den verbeulten Ridel dem Kassener zurück, und dieser hatte an manchen Tagen über zwanzigmal mit dem Zeigefinger den Münzrand zu berühren, um über das empfan-gene Trinkgeld dankend zu quittieren.

Das ist jetzt mit einem Schlag anders geworden. Die guten alten Fünferl verfallen zwar nicht der amtlichen Beschlagnahme, wie die Ridelstöpie und Kupferlanten, aber es geht doch das Gerücht, daß sie unter der Hand eingezogen werden, und vater-ländlich gesinnte Männer tragen daher nicht nur ihr Gold, sondern auch ihre Ridelstücken in die öffentlichen Kassen.

Bereits vor mehreren Tagen, als die ersten neuen, wirklich aus Eisen hergestellten Fünferl im Verkehr auftauchten, ist das gute, alte Glücks-Fünferl Josef Dupfängers von seinem Schicksal ereilt worden. Der kleine, dicke Herr, dem es Dupfänger beim Wechseln herausgab, dachte einfach nicht daran, das verbogene Ding vor-nehmen zurückzugeben, sondern er hielt es für seine Pflicht, es zur Beschleunigung unseres endgültigen Sieges seiner kriegerischen Bestimmung zuzuführen.

An diesem Tage hat Josef Dupfänger nicht ein einziges Trinkgeld-Fünferl erhalten. Die kleine Anzahl neuer, eiserner Fünferl, die ihm von der Direktionskasse als Wechselgeld

zur Verfügung gestellt war, blieb sogleich auf Nimmerwiedersehen in den Händen der Empfänger zurück, die sich mit einer Art Sammler-Vergnügen an der neuen Münze ergötzen und nicht daran dachten, sie etwa als Trinkgeld wieder von sich zu geben. Der plötzliche Ausfall seiner gewohnten Nebeneinnahme veranlaßte den unglücklichen Josef Dupfingler zu schmerzlichem Nachdenken, und als er am nächsten Tage wieder einige der neuen eisernen Münzen ausgiebig erhielt, machte er sich sofort ans Werk, sich eine davon als „eisernen“ Fünfspenniger umzuarbeiten. Sowie er vom Dienst nach Hause gekommen war, legte er eines der eisernen Fünferl auf die Kante der Herdplatte und bearbeitete es mit dem Hammer.

Aber mochte es nun an der Sprödigkeit des Münzmetalls oder an der zu leidenschaftlichen Wucht seines Hammerschlages liegen, das Fünferl sprang mitten auseinander, und ein zweiter Versuch hatte das gleiche unglückliche Ergebnis. Er versuchte es mit aller Vorsicht ein drittes Mal, aber die Sache schlug genau so fehl, wie die beiden ersten Male.

Das ergab also statt eines Gewinnes eine Einbuße von drei Fünferln.

Josef Dupfingler dachte daran, wie er als ganz kleiner Bub, da es noch die kupfernen Dreier und Fünfer gegeben hatte, die sich in ihrer Abgegriffenheit oft nur durch den größeren oder kleineren Durchmesser der kupfernen Scheiben unterschieden, wie er damals mit verböberischer Genialität bisweilen ganz einfach einen Dreier in einen Fünfer verwandelt hatte. Er legte den Dreier vor dem Herannahen eines Schnellzuges auf die Eisenbahnschiene, und fand ihn dann zu wertvollerer Breite ausgewalzt, so daß sich eine größere Menge Schokolade dafür einhandeln ließ. Aber eine Wiederholung jenes kindlichen Verfahrens schien ihm doch für einen öffentlichen Beamten nicht würdig genug, und vor allem im Hinblick auf den zu erreichenden Zweck nicht erfolgversprechend.

So griff er denn zu Schleifstein und Sandpapier, und erzielte tatsächlich eine so rasche Alterung des neuen Münzstückes, wie sie normalerweise erst nach jahrelangem Umlauf erfolgt sein würde. Auf der einen Seite war der feldgraue Teint des Fünferls und auch ein Teil der Prägung ziemlich verschwunden, und auch die andere Seite zeigte eine geradezu kriegsmäßige Abnutzung.

Hoffnungsfreudig ging Dupfingler am nächsten Morgen an sein Tagewerk. Erwartungsvoll gab er bei der ersten Gelegenheit das mühsam vorgerichtete Fünferl mit dem Wechselgeld wieder heraus.

Würde es der Fahrgast wieder vornehm zurückschieben?

Er schob es zurück. Aber nicht vornehm großmütig, sondern unwillig und mißtrauisch.

„Das ist doch kein Geld!“ brummte er. „Da hat sich wohl ein Falschmünzer aus einem alten Dosenknopf etwas zurechtgemacht. Damit lasse ich mich nicht anschiemern.“

Vergebens suchte ihn Dupfingler zu überzeugen, daß die Münze nur ein wenig abgegriffen sei; der Fahrgast behauptete eigenfönnig, in den wenigen Tagen des bisherigen Umlaufs könne eine Münze unmöglich schon so abgegriffen sein, und so mußte ihm Dupfingler wohl oder übel ein unversehrtes Stück aushändigen, und hatte wieder kein Trinkgeld.

Er versuchte es jetzt ein paar Tage lang mit Kupfer, das er sich mühsam genug beschaffte, um es den Leuten, die überhaupt für Trinkgelber in Betracht zu kommen schienen, immer in Beträgen von fünf Pfennigen auszuhändigen. Aber infolge irgendeines noch unerforschten psychologischen Gesetzes überwiegt beim Empfang von fünf einzelnen Pfennigen der Eindruck mangelhafter Fülle so ärgerlich, daß der Empfänger nicht daran denkt, sich durch großmütigen Verzicht völlig davon zu befreien.

Die geheimnisvolle Wirkung des entschwindenden nickelnen Glücks-Fünferls war eben so leicht nicht durch ein anderes Stück zu ersetzen.

Josef Dupfingler versuchte noch, einer Anzahl seiner eisernen Fünferl durch Anwendung von Essig einige zweckmäßige Schönheitsfehler beizubringen. Aber auch hier blieb der Erfolg aus. Die Fahrgäste schimpften zwar, daß sich die neue Münze so wenig widerstandsfähig zeige, aber sie freigebig wieder herauszurücken, fiel keinem einzigen ein.

Josef Dupfingler ist daher trotz des Burgfriedens sehr schlecht auf den Bundesrat zu sprechen, der sich die praktischen Folgen seiner Münzreformierung offenbar viel zu wenig überlegt hat, und der unglückliche Straßenbahnkassierer überdenkt ernstlich, ob es sich nicht lohnen würde, ein Preisausschreiben zu veranstalten: „Wie gibt man dem neuen eisernen Fünferl das überzeugende und natürliche Aussehen häßlicher Abgegriffenheit?“

## Die Kriegsarbeit der Frau.

Uns wird geschrieben:

Unter diesem Titel haben der Zentralhilfsverein der Deutschen Adelsgenossenschaft und die Berliner Hauptgruppe der Mütter-schaftsversicherung der Ehefrau in den Räumen der Philharmonie eine Ausstellung veranstaltet, die von einer Fülle segensreichsten Wirkens auf den verschiedensten Gebieten Kunde gibt.

Die Adelsgruppe selbst hat nur einen verhältnismäßig kleinen Stand beschied, der aber auf eine der wertvollsten Schöpfungen der Kriegshilfe hinweist: Die Heimarbeiten gebildeter, durch den

Krieg mittellos gewordener Damen, meist in Gestalt von feinsten Kinderäckelchen, sind dort ausgestellt. Sie sollen verkauft werden, sollen vor allem Bestellungen aus allen Kreisen anlocken, um der Arbeitsstube des Vereins es weiterhin zu ermöglichen, an ihre Schützlinge in vornehmster Weise Verdienstegelegenheiten zu verteilen. Die Schlesische Handweberei, die sich gleichfalls auf Heimarbeit gründet, und während des Krieges durch Beschäftigung und Auflernen zahlreicher Kriegerfrauen eine bedeutende Vergrößerung erfahren hat, wirbt mit den verschiedenartigsten Schöpfungen um neue Förderung. Wunderlich genug berühren neben Heereslieferungen aller Art die kostbarsten Gobelins, Rissen und Teden, von einer edlen Schönheit der Muster, einer Klarheit der Farben, wie sie nur von Künstlern erbacht, und von sorgsamsten Händen mit Liebe und Verständnis ausgeführt sein kann. Die Mehrzahl dieser Stücke ist schlechthin vollendet schön und von so bildhaftem Ausdruck, daß man wünschen muß, ihnen in der täglichen Umgebung immer wieder zu begegnen. Feinste handgenähte Wäsche, Kleiderstoffe, Leinwand in allen Ausführungen zeugen weiter von der erstaunlichen Vielseitigkeit der Schleißchen Hausweberei, die wohl gerade in den ersten Jahren nach dem Kriege mancher Frau, die sich und ihr Haus plötzlich selbst erhalten muß, ein hochwillkommenes Arbeitsfeld werden wird, der daher der größte Aufschwung durch die Kenntnisnahme aller Kreise aufs Dringendste zu wünschen wäre.

Die Deutsche Spitzenkunst, die unter dem Protektorate der Frau Kronprinzessin steht, ist selbstverständlich auch mit Erzeugnissen von solcher Feinheit und edlen Form vertreten, daß man nur mit staunender Freude feststellen kann, bis zu welcher Höhe, die dem Auslande in nichts nachsteht, ja, es durch den persönlichen, herben Reiz der Erfindung noch übertrifft, die Spitzenkunst bei uns im Verborgenen aufgeblüht ist.

Daneben zeigt ein Berliner Haus seine Arbeiten, die zwar nur im losen Zusammenhang mit dem Titel der Ausstellung stehen, aber sicherlich besondere Beachtung verdienen: Entzückende, schlichte und eigenartige Kinderkleider. Es mag wohl vielen Müttern gerade jetzt ein Bedürfnis sein, ihre Kinder nicht mehr in den offenkundig ausgeputzten Erzeugnissen französischen Geistes, oder noch ärgerer englischer Geschmacksverwirrung herumgehen zu sehen. Die liebevoll zusammengestellten „Sänkel und Gretel“-Möben sind so persönlich, so künstlerisch reizvoll, bei aller zweckdienlichen Einfachheit, daß man meint, jede Mutter von Geschmack und Feingefühl müsse erleichtert sehen, um wieviel natürlicher ihrer Kinder frisches Wesen aus diesen Anzügen vorleuchten würde, denn die verzerzte Auslandsart nur eine Entstellung war.

Von der durchaus gesunden Richtung der ganzen, hochinteressanten Schau zeugt es übrigens auch, daß nur zum geringsten Teile jener Arbeit Rechnung getragen wird, in die mehr oder minder gewaltsam Frauen sich an Stelle der Männer einschleichen mußten; sondern daß die ganze Schaffenskraft der Frau, auch jetzt im Kriege vor allem, in die ihr von Natur geöffneten Bahnen gewiesen werden soll. So beschäftigt sich, in richtiger Erkenntnis des Bodens, auf dem die umfassendste und unentbehrlichste Wirkung für die Allgemeinheit zu erzielen ist, der allergrößte Teil der Ausstellung mit Kinderschau und -förderung.

In der ausgestellten Kinderwerkstätte mag man nicht nur die freundliche Sauberkeit der Einrichtung bewundern, man kann sie auch erfüllt sehen vom fröhlichen Getöse der bei den Ausfühungen der Kinderhorte täglich Mitwirkenden, die zum Lohn dort mit dampfender Schokolade bewirtet werden. 40 000 Kinder speist der Verein täglich in den Küchen Groß-Berlins. Und immer weiter noch steigt die ungeheure Teilnahme während des Krieges, bereitetes Zeugnis ablegend für die dringende Notwendigkeit dieser Wohlfahrts-Einrichtung, die die aufopfernde Arbeitskraft zahlloser Frauen verlangt.

Und fast in gleichem Maße ist die Tätigkeit der Kinderhorte gestiegen, die Kindern, auch schulpflichtigen, deren Mütter auswärts arbeiten, in der Zeit von 3 bis 7 Uhr nachmittags Aufsicht und Anleitung zu Spiel und nützlicher Beschäftigung bieten. Es ist erstaunlich, welche Abwechslungsfülle und Erfindungskraft sich in den ausgestellten Arbeiten der Hortkinder offenbart: Neben den saubersten Handarbeiten, genähter Wäsche, ganzen Kleidchen, Samierereien, Flechtereien, gibt es da die erstaunlichsten Dinge zu sehen. B. B. das vollendete Modell einer Wohnküche für Ostpreußen, so freundlich, eigenartig und mehr als spielerisch reizvoll, daß es wahrhaftig wie ein Stückchen Volkskunst anmutet. . . Wassermühlen und Gränkrämläden, Kaschortler Rennsäule und reizige Volkswagen, — eine ganze Weihnachtsfeier im Lazarett mit Schwefeln und Liebesgaben und Besuchern, — den Feldgrauen am Klavier nicht zu vergessen, ein Schützengrabensabyrinth mit den verzwicktesten Schanzwerken, die „Teichertische Besenbube“, die wohl irgendwo in Neukölln ihren wirklichen Stand haben mag, und Tausenderlei mehr, daß man seine helle Freude haben muß. Nicht nur an dem Gesicht und der rührenden Hingabe, mit der all dies aus einfachsten Mitteln „gebastelt“ wurde, sondern an dem scharfen Blick der Kinder für alle Dinge der Umwelt, in der auch der Dumme zu volstem Rechte kommt. Die Jungens, denen so zu sehen gelehrt wird, müssen wahrhaftig die hellen Augen und zapadenden Hände fürs ganze Leben behalten!

Nicht zu vergessen sei endlich der Nachkursus für Arbeiterinnen im Tunnelraum, wo neben Rat und Auskunft an mehreren Stellen gleichzeitig praktische Lehren erteilt werden, und jeder sich von der

Güte des Hervorgekommenen überzeugen kann! Tägliche Vorträge, musikalische und andere Darbietungen sorgen zum übrigen noch dafür, der höchst sehenswerten Ausstellung immer neuen Reiz zu verleihen. E. Br.

### Vermischtes.

\* Schmetterlinge als Touristen. Das alljährlich zu beobachtende Wandern von Tieren hat schon seit langem die Naturforscher zu genaueren Untersuchungen über dieses Problem angeregt. Solche Wanderungen, die sich entweder im Umkreis des Aufenthalts einer Tiergattung oder aber über weite Landstrecken in großen Scharen vollziehen, sind besonders in der Insektenwelt eine häufig wiederkehrende Erscheinung. Die Arten dieser Wanderungen ereignen sich aber auf so mannigfache und grundverschiedene Weise, daß es der Forschung bisher noch nicht gelungen ist, gemeinliche Regeln für die Ursachen, die Dauer und die naturwissenschaftlichen Zusammenhänge der Insektenwanderungen festzustellen. Wie in einem den „Insektenkreise“ gewidmeten Aufsatz im nächsten Heft des Prometheus ausgeführt wird, ist die Annahme, daß der Hunger das treibende Moment für solche Wanderungen sei, durchaus nicht in allen Fällen richtig. Bei den weitestgehenden Insekten, den Heuschrecken, mag dies tatsächlich zutreffen. Die in der Pflanzenwelt durch ziehende Heuschreckenschwärme angerichteten Verheerungen zeigen zur Genüge, daß es der Hungertrieb ist, der diese Tiere in gewaltigen Massen über Land treibt. Doch auch bei den Heuschreckenvanderungen müssen noch andere Ursachen mitwirkend sein, da auch der größte Heuschreckenschwarm keineswegs von der unteren Donau bis nach dem Norden Europas zu reisen brauchte — wie es in Wirklichkeit oft geschieht —, um bloß seinen Hunger zu stillen. Eine Wanderung im Umkreis weniger Dörfer würde ausreißend sein, um dem größten Heuschreckenschwarm genügende Nahrung zu bieten. Noch rätselhafter erscheinen die regelmäßigen Gesellschaftsreisen der Libellen, die in ihrer Geschlossenheit dem rastlosen Naturell dieser Tiere widersprechen. Nimmehr versucht der bekannte Entomologe Professor Sajo im Prometheus, diese Naturschauspiele aus psychologischen Ursachen herzuleiten. Hierbei soll die Erregung des Nervensystems die wichtigste Rolle spielen, da die Insekten außerordentlich nervöser Natur sind. Es ist anzunehmen, daß diese Nervosität der Insekten eine Folgeerscheinung ihres aufreibenden Daseinskampfes ist. Der reinste Typus solcher nervösen Insektenwanderer sind die Schmetterlinge, die ein regelrechtes, ungebundenes Touristenleben führen. Ganz besonders ist der Distelfalter (*Vanessa cardui*) als Tourist bekannt. Diese Reizung scheint auch die Hauptursache für sein internationales Auftreten zu sein. Denn die schönen Distelfalter sind in der ganzen Welt bekannt; sie kommen in fast allen Regionen vor, in der Tiefebene ebenso gut wie im Hochgebirge. In vergangenen Jahren haben die großen Wanderzüge dieser geflügelten Touristen in Europa gewaltiges Aufsehen erregt. So konnte man vom 3.—8. Juni 1879 mehrere große Züge von Distelfaltern über Strassburg beobachten. Ein andermal bedeckten sogar unzählige Distelfalter die Schneeflächen beim Hospiz von St. Gotthard. Hieran konnte man am deutlichsten erkennen, daß es sich bei den Schmetterlingen nicht um eine massenhafte Nahrungssuche, sondern ganz einfach um einen nervösen Reiztrieb handelte. Denn man wird zugeben müssen, daß die Schmetterlinge nicht die Schneeregionen des Hochgebirges aufsuchen mußten, um die Disteln zu finden, denen sie ihre Nahrung entnehmen. Fünf Tage nach dieser Ueberraschung auf dem St. Gotthard, am 10. Juli, wurden die Schmetterlingszüge in Frankreich beobachtet, und 14 Tage später waren sie in den verschiedensten Gegenden zu erblicken, in St. Gallen, Karlsruhe, Rennes und Paris. Zu den Schmetterlingstouristen zählen auch die sog. Gammalfalter, die zu der Art der Spinner gehören. Sie erschienen einmal in dichten Wolken sogar über dem Meere vor dem Leuchtturm von Helgoland. Auch die Kohlweißlinge sind eifrige Touristen, deren Reisen sich meist in der Richtung von Norden nach Süden bewegen. Man hat Kohlweißlingszüge beobachtet, deren Breite sich über eine Meile ausdehnte.

\* Originelle Meldung. Beim Uebergang nach Alsen (am 29. Juni 1864) schickte General von Manstein nach der Landung einen Ulanen, der sich durch ein feindliches Dragonerpfad beritten gemacht hatte, an das Ufer der Augustenburger Fährde, um zu sehen, ob feindliche Schiffe darin seien. Nach kaum einer halben Stunde kehrte der Reiter zurück und meldete mit erster militärischer Dienstmiene wörtlich: „Ja melde mir von Patrouille zurück. In der Augustenburger Fährde lag ein Kanonenboot. Als es mir sah, erschraf es und dampfte ab.“

### Büchertisch.

— Um selbstständig in Modedingen zu werden, muß das Wesen der Mode genau verstanden werden. Nur aus diesem richtigen Verständnis der Mode wird der deutsche Einfluß auf die Modegestaltung erwachsen können. Deshalb ist das bedeutungsvolle Werk Dr. Norbert Sterns „Mode und Kultur“, erschienen im Verlag der Europäischen Modenzeitung in Dresden, so sehr dem Zeitbedürfnis entsprechend, weil es

mit philosophischer Gründlichkeit in das vielgestaltige Wesen der Mode einführt. Vor uns liegen die Lieferungen 5 und 6 des Werkes, in denen mode-philosophische Studien über „Kostentum und Mode“, „Masken und Mode“, sowie über „das Groteske in der Mode“ enthalten sind. In der dem Autor eigenen, temperamentvollen, geistreichen Form werden mit der fortschreitenden Behandlung des vielseitigen Stoffes weitere Wege aus dem Labyrinth der Mode freigelegt, denen jeder Leser und jede Leserin mit großem Interesse folgen muß. Beim Erforschen der so mannigfaltigen Zusammenhänge zwischen Entstehung und Ausgestaltung der Mode wird es jedem Denkenden klar werden, wie gründlich und vielseitig der Boden für die erfolgreiche Entwicklung einer deutschen Mode bearbeitet werden muß. „Mode und Kultur“, welches Anspruch auf Beachtung aller Gebildeten und an der Mode interessierten Kreise hat, ist sowohl in zwei vornehm ausgestatteten Bänden für M. 15.— als auch in 12 Lieferungen für je M. 1.20 zu beziehen.

— Als 1035. Band von „Rürschners Bücherstab“ — Hermann Hilger Verlag, Berlin-Leipzig — erschien der Roman „Miras Seele“ der Schriftstellerin Andrea Carel.

— Dürerbund-Kalender 1916. Der 9. Jahrgang des Dürerbund-Kalenders, der „Gesundbrunnen für 1916“, ist erschienen. Durch eine kleine Auswahl vorzüglicher Gedichte und Feldpostbriefe, durch eine Sammlung von Aussprüchen der Führer auf allen Gebieten und aus allen Parteilagern, sowie durch mehrere besondere Aufsätze unreicht er zunächst ein klares Bild unserer großen, ernsten Zeit. Doch müßte er keine Gabe des Dürerbundes sein, wenn er bloß rückschauend und nicht wegweltend wäre. Er konnte seine Augen nicht verschließen gegenüber dem, was uns an Aufgaben erwuchs, er durfte nicht vorübergehen, wo noch zu bessern ist. Ein Volk, das gewillt ist, weiten Teilen der Erde den Stempel seines Geistes aufzudrücken, muß selbst kerngesund sein, und diese Tatsache ließ als Recht und Pflicht erscheinen, zu helfen, zu stärken, den Blick zu schärfen. Eine schöne Reihe wertvollster Aufsätze für das neue Deutschland enthält der Kalender auf seinen 192 Seiten, und auch für den häuslichen Kreis bringt er mancherlei schöne, auch manche lustige Gaben. Vom Kalendarium bis zu den statistischen Zusammenstellungen der letzten Seiten durchzieht echt deutscher Geist das Nüchlein, von dem wir nur wünschen können, daß es in recht viele Familien einziehen möge. Auch unsere Feldgrauen im Osten und Westen und Siden werden sich sicher über das schmale Bändchen freuen, das für nur 60 Pfennige (in Posten von über 50 Stück für 50 Pfg.) auch den weniger Wohlhabenden zugänglich ist. Eine schmale Geschenkausgabe kostet 1 Mark.

— Turnen und Sport im Leben des deutschen Studenten von Freiherr von Seckendorff. Sonderdruck aus „Akademische Rundschau“ Leipzig, Verlag von R. F. Koehler. Preis 30 Pfg. — Der auf dem Deutschen Wissenschaftertag zu Frankfurt a. M. 1914 gehaltene Vortrag des Hauptmanns Karl Frhr. v. Seckendorff enthält als wohlbelungene Studie das Wesentliche über die Frage von Sport und Turnen im Leben des Studenten. In Hand reichen, statistischen Materials werden die Gründe der mangelhaften körperlichen Pflege der deutschen Schulkinder höherer und mittlerer Lehranstalten und der Studentenschaft aufgedeckt und gleichzeitig die Wege zur Befundung gewiesen.

— Feldgrauer Lieder. Kriegs- und Soldatenlieder von 1914/15. Im Auftrage des Kaiser Wilhelm-Danks, Verein der Soldatentreue, gesammelt und herausgegeben von Robert Gersbach. 3. Auflage. 41.—70. Tausend. Preis 25 Pfg., in Partien bedeutend billiger. Verlag Kameradschaft. E. G. m. b. H. Berlin W. 25. — Wie schnell sich dieses schöne Liederbüchlein die Gunst der vaterländischen Sänger in feldgrauer Uniform und im bürgerlichen Rock erworben hat, davon zeugt die Tatsache, daß schon nach so kurzer Zeit eine Neuauflage, das 41.—70. Tausend notwendig wurde. Brachte der Herausgeber in den ersten beiden Auflagen nur Lieder, die nach allgemein bekannten Weisen zu singen sind, so hat er in die Neuauflage außerdem die Texte von 45 schnell beliebt gewordenen, neu vertonten Kriegsliedern aufgenommen.

### Magisches Quadrat.



In die Felder nebenstehenden Quadrats sind die Buchstaben A A A A B D D D E S S S U U derart einzutragen, daß die wagerechten u. senkrecht. Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:

1. Fluß in Italien.
2. Eine Spielfarte.
3. Schweizerischer Staatsmann.
4. Eine Dügelleite.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:	
Weiß.	Schwarz.
1. Lg5 - h6+	Kg7 - h6
2. Sd6 - f5+	Kh6 - h6
3. g2 - g4+	und matt.